

Gewollt sein

Die Sehnsucht, eine Familie und eine Heimat zu haben, verdichtet sich in der Weihnachtszeit

Birgit Kelle

Mama, war ich eigentlich ein Wunschkind?“ – wahrscheinlich werde ich diesen Moment mein ganzes Leben nicht vergessen. Unsere Älteste, damals zwölf Jahre alt, fragt unvermittelt am Mittagstisch nach ihrem Gewollt-Sein, ihrem Geplant-Sein. Nach unserer Vorfreude, unserer Erwartungshaltung, die natürlich positiv zu sein hätte, schließlich geht es doch um sie. War ich ein Wunschkind, wolltet ihr mich haben? Drei weitere Kinder hören schlagartig auf zu essen und hören gespannt zu.

Gewünscht sein. Kinder haben dazu einfache Vorstellungen. Jetzt vor Weihnachten haben sie alle ihre Wunschzettel längst geschrieben. Wünschen – Auspacken – Freuen. Für Kinder eine logische Reihenfolge. Sie wollte auch so sehr Wunschkind sein, so wie ihre Freundin, die am Vortag damit geprahlt hatte.

Muß man sich ein Kind vorher wünschen, um es anschließend zu lieben? Sind nur erwünschte Kinder liebenswert? Was ist mit den Ungeplanten, den Unerwünschten, den Unperfekten?

Wir schreiten im Advent auf das Weihnachtsfest zu und feiern die Geburt eines Kindes, das sich einst denkbar unerwartet angemeldet hatte. Ganz sicher war es von Maria nicht gewünscht worden. Schon gar nicht unter diesen Umständen. Vater unbekannt, Mutter minderjährig. Und zum Geburtstermin nicht in der Geburtswanne einer Privatklinik, sondern mit dem Esel unterwegs inklusive Niederkunft in einem Stall. Wir können von Glück reden, daß Maria damals eine Schwangerschaftskonfliktberatung bei Pro Familia erspart geblieben ist; wer weiß, ob Jesus das überlebt hätte. Gut, daß Joseph nicht schon mal die Unterhaltszahlungen durchgerechnet hat und sich entschied, dieses Kind dennoch großzuziehen, als sei es sein eigenes.

Gewollt sein, angenommen sein. Sein dürfen, wie man ist. Die Dinge, nach denen wir uns sehnen, gibt es in keinem Geschenkpaket, für kein Geld der Welt und nicht nach Plan. Es sind Unverfügbarkeiten, die nicht in unserer Macht stehen. Glückliche, wer eine Familie hat, in der er willkommen ist. Ohne Anspruchshaltung, ohne in Vorleistung gehen zu müssen. Ohne Qualitätsnachweise. Wir kommen nackt und mit leeren Händen in diese Welt. Es ist ein Wunder, daß wir das in einer zunehmend materialistisch geprägten Welt in der Mehrheit immer noch überleben.

2.000 Jahre nach Bethlehem steigt nun die Zahl der Wunsch Kinder täglich an. Der Reproduktionsmedizin sei Dank, ist das Wünschen von Kindern heute keine hoffnungsvolle Schicksalsfrage mehr, sondern ein geplantes Ereignis. Weltweit floriert ein ganzer Markt zum Erwerb des perfekten Kindes. Eizellspende von jungen klugen

Frauen, Leihmütter aus den USA, Indien oder Thailand. Samenspende vom Nobelpreisträger. Die richtige Hautfarbe, die richtige Herkunft, oder sollen es gleich zwei sein? Die untauglichen Versuche werden aussortiert. Wer so viel Geld in Einzelteile und Produktion investiert, will ein perfektes Geschenk auspacken. Zynisch könnte man anmerken, es habe ja immer noch etwas von Weihnachten: Wünschen – Bestellen – Bezahlen – Liefern. Nur ohne Amazon. Kinder wie Objekte gehandelt auf dem weltweiten Menschenmarkt. Wunschkind? Irgendwie fröstelt einem plötzlich bei dem Wort.

An Weihnachten ist die „Heilige Familie“ zum Graus der politischen Regenbogenfraktion in jeder Kaufhaus-Krippe allgegenwärtig. Vater-Mutter-Kind in Dauerschleife. Das angeblich sexistisch-patriarchale Familien-Stereotyp ist im Advent unumstritten gesellschaftlicher Klassenbester. Sie ist der Archetyp von Familie. Der natürliche Kontrapunkt zu dem, was Experten der Bundesregierung als neue juristische Abstammungsdefinitionen empfehlen, wonach Familie nur noch „rechtliche Zuordnung“ sein soll, egal zu wem oder wie vielen. Ein Mann und eine Frau tun sich zusammen und bekommen ein Kind. Das ist nahezu reaktionär! Sie brauchen dafür keinen Staat, keine Genehmigung, keine Anleitung, keinen Anwalt und auch kein Grundgesetz. Ein Affront für all jene, denen diese heimelige Idylle gegen den Strich geht. Gerade mühen sich die Sozialisten von der SPD vor ihrer finalen Auflösung in der vollkommenen politischen Bedeutungslosigkeit, noch schnell die Kinderrechte ins Grundgesetz durchzuprügeln, um endlich einen verfassungsrechtlichen Keil in diese „Heilige Familie“ zu treiben. Wenn schon sonst nichts mehr zu gewinnen ist, dann wenigstens noch die vielzitierte „Lufthoheit über den Kinderbetten“ für „Vater Staat“.

Es hat etwas Beängstigendes, mit welcher Energie gerade auf allen Ebenen die Axt an die Wurzel von Familie und Menschsein gesetzt wird. Der Mensch wird wie ein Objekt geplant, zusammengestellt und verkauft. Wer nicht perfekt ist, darf mancherorts weltweit bis zur Geburt noch im Namen der Menschenrechte getötet werden. Wer keinen Nutzen mehr hat, dem eröffnen wir die „Freiheit zu sterben“, aber erst, nachdem er seine Organe freiwillig gespendet hat, um wenigstens noch für jemand anderen nützlich zu sein.

Gewollt sein. Angenommen sein. Sein dürfen, wie man ist. Die tiefe Sehnsucht danach, geliebt zu werden, eine Familie, eine Heimat zu haben, konzentriert sich in der Weihnachtszeit sichtbar und spürbar. An Weihnachten fährt man nach Hause. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz und nicht selten der Startschuß für nervenaufreibende Tage, Familiendramen und Chaos. Und dennoch tun wir es – alle Jahre wieder. Die Hoffnung, gewünscht zu sein, erwartet zu werden, wir tragen sie alle in uns.

War ich denn ein Wunschkind, hatte das Kind nun also gefragt. Nein, sagte ich. Wir haben uns euch alle nicht vorher gewünscht. Aber wir haben uns über jeden einzelnen von euch gefreut, als er da war. Und vielleicht ist das heutzutage deutlich mehr wert. Frohe Weihnachten.

England ist frei

Unterhauswahl: Was können deutsche Politiker vom Tory-Erdrutschsieg lernen?

Bruno Bandulet

Es gibt sie noch, die Männer, die Geschichte machen. Das lange, zeitweise alptraumartige Brexit-Drama läßt sich zurückverfolgen bis zum Jahr 1992, als Großbritannien dem Vertrag von Maastricht beitrug und ein damals unbekanntes Mitglied der Konservativen Partei namens Nigel Farage im Protest die Tories verließ. Der Kreuzzug, zu dem er aufbrach, erreichte das Ziel am 12. Dezember 2019, als Farages alte Partei das beste Wahlergebnis seit 1983 einfuhr und sich die Engländer nach dem Referendum vom Juni 2016 ein zweites Mal dafür entschieden, die EU zu verlassen.

Es muß offen bleiben, wie die Wahlen ausgegangen wären, hätte sich der Mitgründer der UK Independence Party nicht am 11. November gegen erhebliche Widerstände in seiner jetzigen Partei (Brexit Party) dazu durchgerungen, in 317 der 650 Wahlkreise nicht anzutreten. Farage überließ sie den Tories. Jedenfalls sah der Guardian darin den „wichtigsten Moment“ des Wahlkampfes: „Farage gewann ihn für Johnson.“ Mehr noch, ohne Farage wäre der Brexit vielleicht später, aber nicht schon jetzt, Realität geworden. Er ging in die Politik, er hatte den langen Atem, er präsentierte den Briten die Vision eines Landes, das sich wieder selbst regiert.

Vor allem begriff er, daß er den Hebel dort ansetzen mußte, wo die Tories zwischen EU-Anhängern und EU-Gegnern gespalten waren. Um seine zerstrittene Partei zu befrieden, griff David Cameron 2016 zum Instrument der Volksabstimmung. Er war überzeugt, sie gewinnen zu können. Doch die Mehrheit stimmte für den Brexit, Cameron mußte die Downing Street Theresa May überlassen, sie wie er ein „Remainer“. Auch May hatte für den Verbleib in der EU geworben.

Die Premierministerin ließ sich ein Jahr Zeit, bis sie die Austrittsverhandlungen überhaupt aufnahm. In Brüssel hatte der französische Chefunterhändler Michel Barnier im fünften Stock des Berlaymont, des Sitzes der EU-Kommission, in einem Hochsicherheitstrakt 50 hochkarätige Experten um sich versammelt. Sie taten das, was die EU-Technokraten am besten können: aus einer im Prinzip einfachen Sache, dem Brexit nämlich, eine komplizierte zu machen. Während die Briten schlecht vorbereitet kamen, beherrschten Barniers Leute die kafkaeske Rechtsmaterie der EU, die angeblich einhunderttausend Seiten umfaßt. Sie wollten die Engländer nicht in Würde gehen lassen, sie wollten sie bestrafen. Sie konspirierten sogar, wie in der EU-freundlichen Londoner Financial Times zu lesen war, mit den „Remainers“ im Unterhaus.

Denn das in Brüssel angesiedelte Machtzentrum der Union betrachtete die bloße Idee des Brexit von Anfang an als einen ungeheuren Affront. Wie konnte die zweitgrößte Volkswirtschaft der EU, die stärkste europäische Militärmacht, eine Nation von 66,4

Millionen, die seit 1973 dabei war, den Konsens einer „immer enger werdenden Union“ aufkündigen! Wie konnte sie Demokratie und Selbstbestimmung dem bequemen Wohlstand überordnen, den die EU angeblich garantiert! How dare you!

Es gelang, den Brexit zu verschleppen. Noch Ende September schien die Lage von Mays Nachfolger Boris Johnson aussichtslos. 21 Tory-Abgeordnete hatten die Regierungspartei verlassen. Johnson hatte die Mehrheit im Unterhaus und sämtliche Abstimmungen verloren. Das Oberste Gericht hatte sich gegen ihn gestellt. Neuwahlen konnte er nicht durchsetzen, weil ihm die dafür nötige Zweidrittelmehrheit im House of Commons fehlte. Und doch schaffte es Johnson, am Ende alle auszumanövrieren und die Wahlen ebenso wie das Referendum von 2016 mit drei simplen Worten zu gewinnen: „Take back control“ und dann: „Get Brexit done“.

Die Politiker in Deutschland könnten aus dieser Geschichte einiges lernen: Wie Wahlkämpfe aufgezoogen werden müssen. Wie eine kleinere populistische Partei die größere konservative Partei unter Druck setzen kann. Wie eine geschwächte Volkspartei zu alter Stärke zurückfinden kann, wenn eine charismatische Figur an die Spitze rückt und bereit ist, voll ins Risiko zu gehen. Und warum der Ruck der Sozialdemokraten nach ganz links auch hierzulande vorhersehbar im Ruin endet.

Die medialen und politischen Eliten Deutschlands wurden von den Dezember-Wahlen – wie zuvor schon vom Referendum – auf dem falschen Fuß erwischt. Peter Frey, der unsägliche Chefredakteur des ZDF, hielt Johnson selbst am Tag nach der Wahl immer noch für einen „Clown“. Sie haben nichts begriffen. Sie haben schon den Ausgang des Referendums als Mißverständnis und zu korrigierenden Irrtum abgetan. Die Deutschen, ein ängstliches Volk, schätzen die Engländer immer wieder falsch ein. Schon Helmut Kohl war sich in den neunziger Jahren sicher, daß das zögernde Britannien doch noch dem Euro beitreten werde. Margaret Thatcher meinte einmal, weil sich die Deutschen nicht selbst regieren wollten, sollten auch die anderen Europäer das nicht dürfen.

Die Würfel sind gefallen. Ende Januar wird Großbritannien die EU verlassen und anschließend ein Freihandelsabkommen aushandeln. Grund zur Freude besteht aus deutscher Sicht nicht. Die Bundesrepublik wird zusammen mit den marktwirtschaftlich orientierten Ländern des nördlichen Europa die Sperrminorität in Brüssel verlieren. England ist frei, Deutschland bleibt verstrickt in eine auf Umverteilung gepolte EU und eine fragile, fehlkonstruierte Eurozone. Im Verlauf des kommenden Jahrzehnts wird sich herausstellen, daß die Engländer die bessere Karte gezogen haben.

Dr. Bruno Bandulet war Chef vom Dienst bei der Welt und ist Herausgeber des „Deutschland-Briefs“ (erscheint in eigentümlich frei).

Meldungen

Razzien rechtswidrig, Terrorverdacht grundlos

GRAZ. Das Oberlandesgericht Graz hat am vergangenen Sonntag einen Bericht des Kurier bestätigt, daß der Verdacht gegen den Chef der Identitären Bewegung Österreich (IBÖ) Martin Sellner durch eine „bloße, durch Verfahrensergebnisse nicht begründete Spekulation“ motiviert gewesen sei.

Entsprechend seien auch die Hausdurchsuchungen rechtswidrig gewesen. Nach Angaben des Kuriers sei es die Geldspende des Christchurch-Attentäters gewesen, die im März 2019 Ausgangspunkt für Hausdurchsuchungen in Martin Sellners Wohnung in Wien waren. Ermittelt wurde wegen des Verdachts der Beteiligung an einer terroristischen Vereinigung. Mitte Juni gab es eine weitere Hausdurchsuchung. Erneut seien Mobiltelefon und Datenträger beschlagnahmt worden, twitterte damals Sellner.

Er hatte im Anschluß nicht nur Beschwerde gegen die Hausdurchsuchungen eingelegt, sondern unter anderem auch gegen die Überwachung zahlreicher Social Media Accounts, die Überwachung einer E-Mail- Adresse und gegen die Sicherstellung von Bankguthaben. Sellner bekam in allen neun Beschwerdepunkten recht. Laut OLG sind „alle durch die Ermittlungsmaßnahme gewonnenen Ergebnisse zu vernichten“. Alle beschlagnahmten Gegenstände und Konten seien schleunigst herauszugeben. (ctw)

Zwei Stiere mit gesenkten Hörnern

Publizistikgeschichte: Ein enger Weggefährte von Günter Zehm erinnert sich an ihre Freundschaft und den Bruch mit Pankraz

Thomas Kielinger

In London erfuhr ich vom Tode Günter Zehms wie durch eine Nebelwand der Krisen. Die britische Aktualität ließ sich nicht ausschalten, die Tagesagenda forderte ihren Tribut. So war Schweigen meine erste Reaktion. Ich vertiefte mich dafür in die Erinnerung an die letzte Begegnung mit Zehm, im Oktober 2018, im historischen Hotel Dreesen in Bad Godesberg. Dort feierte er mit drei Unentwegten Wiedersehen, seinen drei Mitarbeitern von Anfang der 1970er Jahre, mit denen er damals die Samstagbeilage der Welt, die „Geistige Welt“, auf die Beine stellte. Ich hatte mich ihm mit Arbeiten über Kafka und Ernst Jünger bekannt gemacht, Kläre Warnecke, die Musik-Kritikerin und Dankwart Guratzsch, später ein gesuchter Experte für Stadtplanung und Städtebau, vervollständigten das Quartett. Ich habe selten ein so bereicherndes Fluidum an geistigem Austausch erlebt. Zehm war der Vulkan – er spie Ideen und Aufregtheiten in gleichem Maße.

Ich begleitete ihn am Ende unseres nostalgischen Abends auf der Fahrt in seine Godesberger Wohnung, wir unterhielten uns auch über das, worüber er, der 85jährige Philosoph, noch gerne würde schreiben wollen, mehr in Form eines längeren Essays, wie er sagte – über Glaube und Wissen, das metaphysische Thema par excellence. Er wisse aber nicht, ob die Kraft dafür noch reiche, auch sein Augenlicht mache ihm zunehmend zu schaffen. Glaube und Wissen – seine Gedanken über diese Kernfrage werden wir nun nicht mehr erfahren, doch tröstet mich der Gedanke, daß ihm im Jenseits geradezu die Epiphanie von einer Antwort geschenkt worden ist. Als Philosoph an der Universität Jena konnte Zehm mit seinem Temperament den Horizont unserer Existenz erhellen – auf die letzten Antworten müssen wir alle warten. Jedenfalls gingen der „Pankraz“-Kolumne bei einem solchen Kopf die Sujets nie aus.

Kampagne gegen den Springer-Verlag

Pankraz? Meinen Teil bei der Genese dieses Namens muß ich jetzt doch erläutern. Ich war im Februar 1971 in die Welt-Redaktion eingetreten, in Zehms Ressort. Die Kampagne gegen den Springer-Verlag erlebte damals neue Höhepunkte, unter meinem Fenster im Hamburger Welt-Haus skandierten die Protestierer ihre rhythmischen Ho-Ho-Ho-Chi-Minh-Rufe, oder „Haut dem Springer auf die Finger“ und ähnliche Verwünschungen mehr. Ich hielt das Ganze naiverweise für die sterbenden Exzesse der 68er, einer Generation, für die ich als 1940 in Danzig Geborener schon zu alt war. Bis ich auf der jährlichen Frankfurter Buchmesse, die ich als Literaturkritiker für die Welt besuchte, eines Schlechteren belehrt wurde. Es herrschte Bürgerkrieg, geistiger: Sobald ich bei diversen Terminen meine Visitenkarte zeigte, gingen die Türen automatisch zu. Kollektivhaftung eines Feuilletonredakteurs der Welt. Die Brücken waren abgebrochen. Das hatte mit Kultur nichts mehr zu tun.

Das Klima der Diskriminierung stieß mich ab, ich hatte vier Jahre in Großbritannien gelebt, im walisischen Cardiff, als Lektor für Deutsch am German Department der dortigen Universität, und trug mich mit dem Gedanken, auf die Insel zurückzukehren, um dem Ungeist in Deutschland zu entfliehen, den Kämpfen zwischen Links und Rechts, dieser nationalen Sackgasse.

Zehm ging auf den „Pankraz“-Vorschlag ein

Dann ging die Boykott-Keule auf die Welt nieder, und zwar endgültig, nach verschiedenen Boykott-Versuchen in den späten sechziger Jahren: Der Suhrkamp-Verlag drohte seinen Autoren mit dem Verlust ihrer Verträge, wenn sie weiterhin in der Welt der Literatur, die seit 1964 in schmuckem Tabloid-Format erschienen war, publizierten. Jost Nolte, der letzte Literatur-Chef, mußte schweren Herzens Anfang 1973 das Erscheinen dieser Beilage einstellen: Viele der bisherigen Mitarbeiter wollten ihre Hausverträge mit dem Frankfurter Verlag nicht riskieren, sie gingen uns über Nacht verloren. Ich erinnere mich an einige betretene Briefe von Autoren an die Redaktion, um Verständnis bittend für die heikle Lage, in die sie sich versetzt sahen. Ein No-win-Spiel für alle Seiten.

Ich selber hatte im Jahr davor bereits Reißaus genommen, zwar nicht nach England, sondern in die Reportage-Redaktion, aus der heraus ich in das kampfverzernte kulturelle Geschehen nicht mehr direkt involviert war. Der Kontakt mit Zehm aber blieb erhalten, und eines Tages – es war Frühjahr 1975, die Welt war gerade von Hamburg nach Bonn umgezogen – bat er seine alten Freunde, ihm Titelvorschläge zu machen für eine Kolumne, die er zu schreiben beabsichtigte. Wir waren Feuer und Flamme für die Idee.

Meine Anregung entnahm ich Gottfried Kellers Novellen-Sammlung „Die Leute von Seldwyla“, deren erstes Stück bekanntlich „Pankraz, der Schmoller“ heißt. Ich wußte, wie Zehm mit dem jahrelangen Aufruhr um uns herum gerungen hatte, oft der Angegriffene – und der Angreifer – gewesen war, auch in mir selber steckte ein Schmoller, den die deutsche Gegenwart auf die Palme treiben konnte. Gemacht, getan – Zehm ging auf meinen Vorschlag ein, und „Pankraz“ trat seine Kolumnen-Karriere an, ein ideales Exerzierfeld für den Enzyklopädisten, der dieser Mann war.

Mich selber verschlug es bald, 1977, als Welt-Korrespondent in die USA. In dieser Zeit wurde der Wechsel von Jimmy Carter zu Ronald Reagan, 1980, für alle Welt ein Lernerlebnis erster Ordnung: Amerika fand von der Unschärfe Carters zurück zu einer klaren Linie und nahm die Herausforderung des „Evil Empire“, wie Reagan die Sowjetunion nannte, voll an. Die deutsche Friedensbewegung allerdings glaubte es besser zu wissen, unterstellte Ronald Reagan ein Spielen mit dem Dritten Weltkrieg und rebellierte gegen die Nato-Nachrüstung wie gegen einen wahren Gottseibeius. Daß es ohne den amerikanischen Schutz keine europäische Stabilität geben könnte, war in den Anti-Amerika-Köpfen nicht unterzubringen; der Haß auf Reagan überspülte alle Deiche.

Mit diesen Erfahrungen im Gepäck kehrte ich nach acht Jahren zur Bonner Welt-Zentrale zurück, als Leiter des Parlamentsbüros. Der Absprung aus der amerikanischen Weite in die rheinische Welt des Klüngels, der sich auch in Teilen der Redaktion eingeschlichen hatte, mißlang freilich. Ich war dermaßen unglücklich über die verlorene Freiheit des Auslaufs, daß ich acht Monate später kündigte; dabei hatte ich selber um Rückversetzung gebeten, aus Sorge, ich könnte in den USA zu stark amerikanisieren und die Nabelschnur zu Europa verlieren. Eine neue Perspektive öffnete sich, als die Wochenzeitung Rheinischer Merkur mir 1985 die Chefredaktion anbot.

Erneut trat Günter Zehm in mein Leben, Freunde, die wir geblieben waren. Die Welt und er hatten sich 1989 im Unfrieden getrennt, und ich griff mit beiden Händen zu, als er mich fragte, ob ich den „Pankraz“, „meine“ Erfindung von vor 14 Jahren, im Rheinischen Merkur erscheinen lassen wolle. Keine Frage: Wir wurden uns sofort handelseinig, solche Chancen bieten sich nicht alle Tage.

Dann kam es im Sommer 1994 zu einem ersten – überhaupt dem ersten – Störfall in unserer Beziehung. Es ging um eine Kolumne zum fünfzigsten Jahrestag des D-Day.

Darin nahm Zehm die damaligen Gedenkfeierlichkeiten an der Kanalküste aufs Korn, mit Nietzsches Argumenten über die „Veteranenfalle“. „Der Held“, so zitierte er den „Zarathustra“, „wird zum Veteranen, zu einer mit Medaillen und Kreuzen behängten, von längst verflissenen Ereignissen brabbelnden Feierabendfigur.“ Ich war perplex: Kann man von Überlebenden dieses mörderischen Krieges, in dem Abertausende ihr Leben für die Befreiung Europas vom NS-Joch hingaben, so sprechen?

Gewiß, Kolumnen müssen manchmal zu ihrer Wirksamkeit überzeichnen, aber je weiter ich las, desto mehr Gift und Galle schien mir entgegenzutreten: „Auch die Helden des ‘D-Day’ nebst ‘Onkel Jo’, dem Moskauer Verbündeten, haben sich bei der Ausgestaltung des Sieges in den anschließenden Jahrzehnten bekanntlich nicht mit Ruhm bekleckert, haben Millionen von Kriegsgefangenen zu Tode gehungert, Zehntausende von Frauen vergewaltigt, haben schließlich die halbe Welt in ein einziges, über vierzig Jahre lang betriebenes Dauer-KZ verwandelt.“

Meine Empörung riß mich zu einer grotesken Fehlentscheidung hin – man soll eben nie aus dem Affekt heraus handeln: Statt diesen „Pankraz“ einmal ruhen zu lassen und mich mit dem Autor sofort darüber zu unterhalten, warum – wie ich ihm später schrieb – die zitierten Zeilen für mich eine „Anstößigkeit“ darstellten, „mit der ‘Pankraz’ leben mag, nicht aber der Rheinische Merkur“, rückte ich als Erklärung für die nicht gedruckte Kolumne die Zeile ein: „Pankraz ist verreist.“

Ich folgte damit der Usance der britischen Presse, die bei Ausfall einer erwarteten Kolumne in der Regel als Entschuldigung anbringt, „Der Autor fehlt in dieser Woche wegen Krankheit“, „Er ist verreist“ oder ähnliches. Wenn das einmal nicht zutrifft und interner Dissens eine Rolle spielt, möchte man den auf keinen Fall an die große Glocke hängen; dann ist die Entschuldigung natürlich fingiert.

Diese Fiktion, diese Lüge muß Zehm aufs höchste erregt haben. Er fühlte sich verhöhnt. So ging der Hammer „Zensur“ auf mich nieder; sein Abschied vom Rheinischen Merkur war Ehrensache für ihn. Dabei hätte ich ihm leicht erläutern können, warum – auch das schrieb ich ihm später – der „offensichtliche Extremismus“ der genannten Zeilen mich „an dem Zehm, den ich zu kennen glaubte, hatte irre werden lassen“: einen Menschen von ungeheurer Liebe zur Freiheit, wie sie ihm in drei Gefängnisjahren in der DDR geraubt worden war. Warum kein Wort über Freiheit und Befreiung am D-Day? Warum statt dessen diese pauschale Vermengung der Alliierten mit den Verbrechen Stalins? Ich hatte solches bei dem immer luziden Pankraz, den ich schließlich von der Welt zum Rheinischen Merkur geholt hatte, noch nicht erlebt. Sollte auch er vom anti-amerikanischen Bazillus befallen sein? Der Schmoller war plötzlich ich, und das ähnlich entschieden wie der Autor selber. Zwei Stiere mit gesenkten Hörnern, dabei von vergleichbarem Ansporn getrieben.

25 Jahre später komme ich zu dem Schluß, an Zehms Stelle hätte ich wahrscheinlich ähnlich gehandelt, hier schlossen sich zwei Prinzipien gegenseitig aus: die Freiheit des Chefredakteurs, Einspruch zu erheben gegen einen bestimmten Text, und die

vertraglich gesicherte Freiheit des Kolumnisten. Es muß wohl manchmal im Leben zu solchen Explosionen kommen. Wie schreibt doch Theodor Storm in seinem Gedicht „An meine Söhne“? „Blüte edelsten Gemütes / Ist die Rücksicht; doch zuzeiten / Sind erfrischend wie Gewitter / Goldne Rücksichtslosigkeiten.“ Das schließt aber nicht das Recht auf Notlügen ein, wie „Der Autor ist verreist“. Mea culpa.

Die kurzzeitige Verstimmung spielte keine Rolle mehr

Die Unausweichlichkeit des Konflikts zwischen zwei alten Bekannten muß wohl auch dem Philosophen in Zehm später aufgegangen sein, denn die kurzzeitige Verstimmung tat unserer Freundschaft in den Jahren danach keinen Abbruch. Ich hörte oft von seinen Jenenser Vorlesungen und Colloquien über Nietzsche und andere Ikonen der Philosophiegeschichte und verfolgte mit Staunen die steigende Zahl seiner Publikationen, auch den „Pankraz“. Der Bruch von anno 1994 spielte zwischen uns in der Tat keine Rolle mehr. Irgendwie muß wohl auch die List der Vernunft im Spiel gewesen sein, denn der Rheinische Merkur stellte 2000 sein Erscheinen ein, was für Pankraz eine erneute Wanderschaft bedeutet hätte, vor der ihn die JUNGE FREIHEIT – und meine „Rücksichtslosigkeit“, Gott sei's geklagt – rechtzeitig bewahrten.

Henry Kardinal Newman, den der Papst unlängst in den Stand eines Heiligen der Katholischen Kirche erhob, schrieb einmal an einen Freund zur Erläuterung seiner 1864 erschienenen Autobiographie „Apologia pro vita sua“: „Nehmen Sie den Fluß, der seinen Lauf zuweilen ändern muß, um derselbe zu bleiben – in einer höheren Welt mag es nicht so zugehen, doch hier unten heißt leben sich ändern, und vollendet zu sein, heißt, sich oft geändert zu haben.“

Für „Pankraz“ war die Mündung in die junge Freiheit wie die Heimkehr des Flusses ins Meer seiner Bestimmung.

Thomas Kielinger, Jahrgang 1940, lebt seit 1998 in London und schreibt Bücher zur englischen Geschichte. Nach einer Lebensbeschreibung Winston Churchills legte er in diesem Jahr die Biographie der Tudor-Monarchin vor: „Die Königin. Elisabeth I. und der Kampf um England“ (C. H. Beck, München)